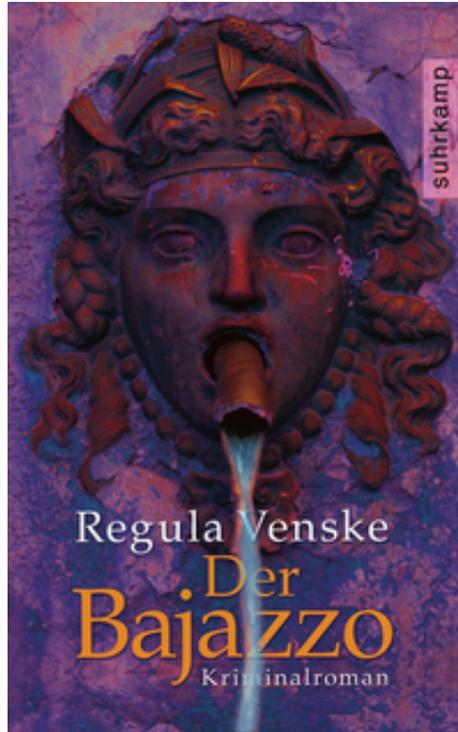


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Venske, Regula
Der Bajazzo

Kriminalroman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4117
978-3-518-46117-4

suhrkamp taschenbuch 4117

Eine Schnapsidee eigentlich: eine Wohngemeinschaft in einem Wasserschloss. Dreißig Jahre nach dem Studium. Doch der Haufen ehemaliger Studienfreunde um die frischgebackenen Schlossbesitzer ist ohnehin recht unkonventionell. Deshalb kommt auch keiner von ihnen auf die Idee, die Polizei zu rufen, als im Heizkeller die mumifizierte Leiche eines einst berühmten Opersängers gefunden wird. Marthe, die nur aufs Land gezogen ist, um in Ruhe ihre Krimis schreiben zu können, beginnt, auf eigene Faust zu ermitteln. Ihr Verdacht fällt ausgerechnet auf die entzückende alte Thusi, die in der Nacht da war, als der Bajazzo verschwand ...

Regula Venske lebt als freie Autorin in Hamburg. Ihre Romane und Erzählungen wurden u. a. mit dem Oldenburger Jugendbuchpreis, dem Deutschen Krimipreis und dem Lesing-Stipendium des Hamburger Senats ausgezeichnet. Sie ist Mitglied in der Krimiautorenvereinigung »Syndikat« und im P. E. N.

Regula Venske

Der Bajazzo

Kriminalroman

Suhrkamp

Originalausgabe
suhrkamp taschenbuch 4117
Erste Auflage 2009

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany

Umschlag: HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich
ISBN 978-3-518-46117-4

1 2 3 4 5 6 - 14 13 12 11 10 09

Der Bajazzo

Der Bajazzo wartete. Es konnte doch nicht angehen, dass man ihn ganz vergessen hatte? Sicher würden ihn seine Kollegen vermissen. Die Freunde. Und vielleicht auch die Feinde. Die Neider, von denen es natürlich einige gegeben hatte. Mitleid bekam man umsonst, Neid musste man sich verdienen. Ob ihn einer von denen, die ihm übel gesonnen waren, zu guter Letzt noch bemitleidet hätte, vorausgesetzt, er hätte gewusst, was mit dem Bajazzo geschehen war?

Mochten ihn auch nicht all seine Kollegen vermissen, so doch sicher die eine oder andere Kollegin oder Ballettschülerin, mit der er in deren Garderobe oder in der Schuhkammer eine schnelle Nummer geschoben hatte. Vor allem aber fehlte er seinem Publikum. Seinen Bewunderern, seinen Fans. Wozu waren sie da, wenn nicht, um ihm über all die Jahre hinweg die Treue zu halten? Und auch seine Familie musste sich doch gelegentlich fragen, wo er wohl sei. Wohin er verschwunden war, und warum er so lange fortblieb.

Warum fanden sie ihn denn nur nicht?

Ob sich Siegmund und Undine gar nicht mehr an ihren Vater erinnerten? Und ob Ira sich doch nicht so nach ihm sehnte, wie er gedacht oder sich gewünscht hatte, als er noch Wünsche empfand? Zu Lebzeiten hätte er es nicht für möglich gehalten: jemals derart darauf angewiesen zu sein, dass sich seine Frau nach ihm sehnte. Darauf angewiesen, dass sie keine Ruhe mehr gäbe, bis sein Fall aufgeklärt war. Aber es schien ihr egal zu sein, entweder hatte sie sich längst damit abgefunden, oder sie war sogar froh darüber, dass er aus ihrem Leben ver-

schwunden war – während er es nicht einmal mehr merkte, dass er hier wartete, so lange nun schon. In die hinterste, finsterste Ecke gestopft hatte man ihn; hätte er noch Augen gehabt, um zu sehen, so hätte er sich in ewiger Dunkelheit wähen können. Und dann hatte man ihn vergessen.

Immerhin, recht kommod hatte er es ja in seiner Nische, warm und trocken, und sogar ein wenig luftig. Der Heizungskeller war gleich nebenan. Schon zu Beginn des letzten Krieges hatte der damalige Schlossherr den Raum als Luftschutzkeller genutzt. Seine Kinder, zwei kleine Mädchen, die letzten ihres Geschlechts, hatten später bei Fliegeralarm hier geschlafen. Eng aneinander gekuschelt hatten sie zu zweit auf dem Feldbett kampiert und von Feen und Elfen geträumt oder von einem Prinzen, nur nicht von den Bombern, die Richtung Münster unterwegs waren in jenen Nächten. In diesem Keller hatten sie sich geborgen gefühlt, der Tod war weit über ihre Köpfe hinweg geflogen, und tatsächlich hatten sie den Krieg überlebt – um ein Vierteljahrhundert später, auf der Heimfahrt von einem Tanzfest, mit ihrem Sportwagen von einem Güterzug erfasst und mitgerissen zu werden. Nobis Krug, so hatte das Gasthaus geheißen, in dem ein Freund der Familie seinen Geburtstag gefeiert hatte. Mit dem Teufel fuhr man bis Nobis Krug, so hieß es, deshalb hatte der Name die Hinterbliebenen seltsam berührt. Es mochte aber bei diesem Höllenritt nur der Teufel Alkohol seine Finger im Spiel gehabt haben. Beide Schwestern waren auf der Stelle tot gewesen, und auch der Verlobte der jüngeren, der den Unfallwagen gesteuert hatte. Aber das war eine andere traurige Geschichte, von welcher der Bajazzo nichts wissen konnte und die ihn nicht mehr betraf.

Früher, als er noch auf seine Stimmbänder achtgeben

musste, hätte er vielleicht gedacht, dass es hier zu luftig für ihn sei, ungesund, ja gefährlich, so nah bei der Lüftungsklappe. Aber vor Erkältungen fürchtete er sich schon lange nicht mehr. Seine Stimme, deren zärtlicher Schmelz selbst seine Kritiker mitunter zu Tränen gerührt hatte – was sie ihm freilich am allerwenigsten hatten verzeihen können –, war seit langem verstummt. Nun sollte sich der stete Luftzug sogar als Vorteil erweisen. Ein Verbündeter: freundlicher Garant dafür, dass der Bajazzo hier über die Jahre kein Moos ansetzen würde. So konnte sich im Leben die Perspektive auf alles und jedes immer wieder grundlegend ändern, und es war nur schade, dass er den Beweis für diese Erkenntnis am eigenen Beispiel nicht mehr führen oder würdigen konnte.

Hätte er noch ein Hirn gehabt, um zu denken, so hätte er als erstes freudig festgestellt, dass es trotz des Wassergrabens, der das Schloss zur Hälfte umgab, in seiner Gruft hinter dem Ofen angenehm trocken war. Es gab keine Pilze, die ihn verschimmeln ließen, und keine Insekten, die ihre Eier in ihm ablegten und sich an ihm gütlich taten. Und es gab auch keine Ratten, die sich an ihm labten und an ihm nagten. Unbehelligt, in aller Ruhe konnte er abwarten, bis man ihn einmal fände.

Während er immer dünner wurde und das weiße Gewand, das er trug, immer weiter im Verhältnis zu seinem Körper, verging an anderen Orten die Zeit. Erst gingen nur die Jahreszeiten ins Land. Dann Jahre. Jahrzehnte. Bis nurmehr die reine Zeit verging – verging und doch stillstand für ihn. Hätte er noch Kraft in den Beinen gehabt, um sich zu erheben und spazieren zu gehen, so hätte er sich darüber wundern können, wie sehr sein Kleid an ihm zu schlottern begonnen hatte. Aber da er sich nicht mehr wundern konnte, und da auch niemand vorbeikam, fiel es niemandem auf, und es bemerkte auch

niemand den roten Saum an seinem Hals, der ihn wie eine kostbare Kette schmückte, und die bunte, gewundene Kordel, die darüber eine aparte Halskrause bildete.

Hätte er noch Ohren gehabt, um zu hören, so hätte er die Arbeiter fluchen und lachen hören können, als sie irgendwann die Heizungsanlage erneuerten. Aber sie bemerkten ihn in seinem Versteck hinter dem Mäuerchen genauso wenig wie er sie. Zufrieden mit sich und der Welt zogen sie nach Verrichtung ihres Tagewerks wieder ab, einer machte noch einen Witz, ein anderer schaltete das Deckenlicht aus, dann waren sie wieder verschwunden. Im Laufe der Jahre machte sich immer wieder jemand im Keller zu schaffen, der Ölbrenner wurde gewartet, die Räume nebenan umgebaut. Eine Dunkelkammer wurde eingerichtet, ein Weinkeller bestückt. Aber der Bajazzo sah und hörte nichts mehr, und er besaß auch keine Zunge mehr, um zu sprechen, um zu rufen und auf sich aufmerksam zu machen. Und so nutzte es ihm auch nichts, dass sich dann und wann ein kleiner Lichtstrahl auch in seine Nische herüberstahl und die großen mondfarbenen Knöpfe an seinem Kittel zum Leuchten brachte.

Sein hoher spitzer Filzhut war ihm nach und nach, als sein Kopf allmählich immer kleiner und schrumpeliger wurde, über die Augen gerutscht. Das ehemals mehlig weiß geschminkte Gesicht hatte sich zwar im Laufe der Zeit braun verfärbt, doch hielt es sich erstaunlich gut. Jeder, der ihn gekannt hatte, hätte ihn immer noch ohne Mühe erkennen können. Aber niemand kam, um das zu bewundern. Und es kam auch niemand, um darüber zu staunen, dass seine Haut nun wie gegerbtes Leder aussah. Von den Elevinnen, die ihn einst angehimmelt hatten, hätte ihn jetzt keine mehr auf den Mund küssen mö-

gen. Überdies hatte der Zeitgenosse, der ihn hierher verbracht hatte, ihm zum Abschied eine Tröte in denselben gerammt, ein billiges Karnevalsutensil, das sich zu einer obszönen Zunge ausrollte, wenn man hineinpustete. Da er aber weder hineinblasen noch die Tröte hatte ausspucken können, hatten sich die Lippen des Bajazzos immer fester darum verschlossen, ganz eingewachsen in seinen Mund war sie inzwischen, aber das störte ihn nicht, er wollte ja nicht mehr singen. Er trat nicht mehr auf. Und er brauchte auch keine Luft mehr zum Atmen. Kein Maskenbildner, keine Maskenbildnerin hätte sich noch getraut, ihm für das Finale das passende Rouge aufzulegen. *La commedia è finita* – ja, die Komödie war aus.

Und doch, es musste noch einen letzten großen Auftritt geben. Bis es so weit war, harrte der Bajazzo hier aus und wurde leichter und leichter. Ein junges Mädchen hätte ihn ganz allein forttragen können. Aber noch kam keine vorbei, die sich seiner erbarmte.

Der erste Wunsch

Leben Finden Lachen

Donnerstag, 17. Juli

Es war ein Sommertag wie aus dem Bilderbuch. Noch lag ein Dunst über der Wiese, der die Welt und die sie säumenden Bäume und Sträucher seltsam entrückte. Das taubedeckte Gras fühlte sich kühl an, als sie es mit bloßen Füßen berührte. Aber die Sonnenstrahlen flirrten bereits durch das Laubwerk der Bäume und versprachen einen weiteren perfekten Tag.

»Geh aus mein Herz ...«, dachte Winnie. Am liebsten hätte sie das schöne Lied von Paul Gerhardt laut vor sich hin gesungen, sie wäre dazu durchaus imstande gewesen, sogar ohne Orgel und Kirchenchor, auch wenn ihre Kinder fälschlicherweise behaupteten, dass sie ohne Begleitung keinen Ton richtig treffen, geschweige denn halten könne. Aber dann hätte sie den Gesang der Vögel nicht gehört, und der schien ihr doch besser geeignet, die friedliche Stunde zu preisen.

Wie konnte Frieder einen solch herrlichen Morgen verschlafen? Und wieso war ausgerechnet sie an diesen Langschläfer vor dem Herrn geraten, dessen allmorgendliche Depression an Atheismus grenzte und der überdies das Wort Ruhestand im Moment etwas zu wörtlich nahm? Wie oft hatte sie ihn schon ermuntert, es ihr doch gleichzutun und gemeinsam mit ihr die Sonne zu begrüßen. Aber leider konnte nicht einmal der prächtigste Sonnenaufgang ihn aus den Federn locken. Und schon gar nicht die Aussicht auf gemeinsame Yogaübungen mit ihr. Sie hatte Frieder hoch und heilig versprechen müssen, ihn niemals vor acht Uhr zu wecken. Zurzeit kroch er meistens erst gegen neun, halb zehn aus dem Bett.

Jetzt war es Viertel nach sechs.

Nun ja, schade für ihn. Zumal er offenbar wieder einmal schlecht träumte. Sie hatte ihn unter der Fußsohle gekraut, bevor sie aus dem Bett geschlüpft war, daraufhin hatte er sich seufzend auf die andere Seite gedreht und etwas Unverständliches gebrabbelt. Und vermutlich gleich weiter seine schweren Träume gesponnen. Das Traurigste aber war, dass Leute wie Frieder nicht einmal wussten, was sie jeden Morgen versäumten. Die beste Stunde am Tag!

Noch einer dieser hoffnungslosen Fälle war Marthe Flachsmann. Ob sie sich mit Marthe würde anfreunden können? Normalerweise wusste Winnie sehr schnell, ob sie mit jemandem auf derselben Wellenlänge lag. In diesen Dingen vertraute sie ganz auf ihre Intuition. Der erste Eindruck hatte sich am Ende noch immer als richtig erwiesen. Als junge Frau hatte sie ein paar Mal den Fehler gemacht, ihr Bauchgefühl zu ignorieren und sich trotz anfänglicher Skepsis mit Leuten einzulassen, die sich ihrerseits um Kontakt bemüht und um ihre Freundschaft geworben hatten. Sie hatten sich allesamt als falsche Freunde erwiesen, und Winnie war am Schluss jedes Mal zu ihrer ursprünglichen Sichtweise zurückgekehrt. Aber woran war sie mit Marthe? Es war ein ungewohnter Zustand für sie, dass sie sich über die eigenen Gefühle gegenüber der neuen Mitbewohnerin noch nicht im Klaren war. Doch musste sie sich ja auch nicht heute oder morgen entscheiden, und erst recht nicht hier und jetzt. Die Zeit würde es zeigen, und sie, Winnie, würde alles geschehen lassen und hinnehmen, wie es eben kam.

Zwar tat sich Frieder noch ein bisschen schwer, nicht nur mit seiner neuen Lebensphase als Pensionär, sondern auch und immer noch mit dem Tod seiner Mutter

vor anderthalb Jahren. Manchmal fragte sie sich, was größer war, seine Trauer über den Verlust oder das schlechte Gewissen, das er wegen seiner Erbschaft empfand. Eine Jugendfreundin seiner Mutter, Frieders Patentante, hatte ihr Schloss Rothenvenne vermacht, und da beide, nun ja, ungefähr gleichzeitig gestorben waren, war es an ihn gefallen.

Aber was brachte es, sich mit Schuldgefühlen zu quälen? Dass sie beide vom Ruhrpott hierher gezogen waren und im schönen Münsterland diese Wohngemeinschaft gegründet hatten, war auf jeden Fall ein richtiger Schritt gewesen. Allein schon, dass sie die Sonne nun auf einer großen Wiese in einem richtigen Schlosspark begrüßen konnte anstatt auf einem winzigen Balkon mit Blick aufs Haus gegenüber, war Luxus pur. Sie selbst war eben der Typ, der nicht nur redete, sondern Ideen auch in die Praxis umzusetzen verstand.

»Was wäre nur ohne dich aus mir geworden?«, überlegte Frieder gelegentlich laut. Diese Frage, wiewohl rein rhetorisch gemeint und als Kompliment zu verstehen, erschien Winnie jedes Mal absurd. Als ob es diese Alternative ernsthaft gäbe – der Gute war doch vollkommen auf sie angewiesen. Aber natürlich hatte auch sie ihrem Mann sehr viel zu verdanken. Sie waren eben ein perfektes Paar, ergänzten sich hundertprozentig. Mitunter beschlich Winnie zwar die Angst, dass Frieder und sie Gefahr liefen, sich einander allzu geschwisterlich anzunähern, aber das war wohl der Preis, den man für Vertrautheit zahlen musste. In ihrem Bekanntenkreis gab es nicht viele Paare, die es vergleichbar lange miteinander ausgehalten hatten. Obwohl wegen Frieders Beruf überdurchschnittlich viele Theologen und Pfarrer darunter waren, hatte ihre Beziehung die meisten in ihrer Umgebung seit langem schon überlebt. Von den jungen Paa-

ren, die in einer denkwürdigen Nacht vor dreißig Jahren beschlossen hatten, dereinst im Alter die Wohngemeinschaft der garstigen Greise zu gründen, waren sie als einzige noch zusammen; alle anderen waren inzwischen getrennt. Einige hatte man ganz aus den Augen verloren, andere – Isabel Gravenhorst, ihre beste Freundin, Richard Bindewald, Kirti Cölbe – waren als Singles ins Haus gezogen. Das war aber auch nicht verkehrt. Frieder und sie hatten durchaus Spaß an ihrer neuen Rolle als Herbergseltern. Damals, Silvester 1978, als sie während der sogenannten Schneekatastrophe in ihrem Ferienhaus nahe der Ostseeküste mehrere Tage lang eingeschneit gewesen waren und aus Hunger, Jux und Langleweile Pläne fürs Alter gesponnen hatten, hatten sie beide sich auch schon für ihre kleine Gemeinschaft verantwortlich gefühlt.

Winnie dehnte und reckte sich und streckte beide Arme hoch in die Luft. Mit den Fingerspitzen berührte sie beinahe den Himmel. Die Grenzen ihres Körpers waren aufgehoben, die Grenzen ihres Geistes erst recht. Sie war eins mit sich und der Welt, als sie jetzt die Sonne begrüßte, leicht und luftig war sie, und hatte doch einen festen Stand. In diesem Moment, in dem sie Wurzeln schlug und zugleich mit der Morgenröte verschmolz, gelang es ihr endlich, an nichts mehr zu denken. Sie war völlig entspannt im Hier und Jetzt, war eigentlich gar nicht mehr sie. War durchlässig geworden, ein leeres Haus, durch das der Wind ...

Aufgeregte Rufe, die vom Haus herüberdrangen, holten sie jäh zurück in die Gegenwart. Sofern sie die schrille, vom Entsetzen entstellte Stimme richtig wiedererkannte, war es Dora, die um Hilfe rief – und es klang, als schrie sie um ihr Leben.

Jetzt weiß ich, dass mein Bruder mich umbringen will. Alles Freundliche, Glatte ist von ihm abgefallen, das Monster ist zum Vorschein gekommen.

Welche Ironie der Geschichte! Hinge nicht so viel für andere davon ab, könnte ich beinahe darüber lachen. Der Tod hat für mich seinen Schrecken verloren, seit langem schon. Seit jener Nacht, in der ich mein Recht auf ein unbeschwertes Leben verwirkte.

Was habe ich da gerade in die Wolken vor dem Fenster geschrieben? Mein Recht auf ein unbeschwertes Leben? Kein Wunder, dass ich den ganzen Tag kotzen muss. Man sollte denken, dass so kurz vor dem Tod auch der Kitsch ein Ende haben müsste.

Dass er abdankt, bevor man in den Staub beißen muss.

Also noch einmal von vorn. Ein unbeschwertes Leben wird hier und heute gestrichen. Der Tod hat für mich seinen Schrecken verloren, seit jener Nacht, in der ich das Recht auf mein Leben verwirkte.

Ja, so lass ich es gelten.

Denn in Wahrheit bin ich seit jener Nacht tot. Nur habe ich das damals noch nicht begriffen. Wie denn wohl auch? Ich war jung und wollte, wie alle, das eine. Ein fröhliches Leben. Was dasselbe zu sein schien wie überhaupt: leben.

Jetzt ekelt es mich richtig davor.

Er aber starb alt und lebensmüde; lebenssatt, sagen die Deutschen. Ja, man kann sich an dieser Speise, die man Leben nennt, regelrecht überfressen. Auch wenn man noch nicht beim Dessert angelangt ist. Oder habe ich mit dem Dessert angefangen?

Vielleicht täte mir mein Bruder, hätte er denn Erfolg, in Wirklichkeit einen Gefallen? Aber ich habe noch eine Pflicht zu erfüllen und muss meinem Mörder ein Schnippchen schlagen, es geht hier nicht nur um Leben und Tod. Hier geht es um Wahrheit. Und gibt es ein höheres Gut?

Immer habe ich die Wahrheit so sehr geliebt, schon als ganz kleines Mädchen. Und doch habe ich fast mein ganzes Leben in dieser Lüge verbracht. Erbärmliches Lügenleben.

Ach, es ist ganz allein meine Schuld, ich wollte die Wahrheit nicht sehen. Als hätte ich mich vor der Wahrheit noch mehr als vor meinem Mörder gefürchtet.

Nein, Mörder darf ich nicht schreiben.

Er ist mein Bruder.

Mein Mörder ist er noch nicht.

Nachdem Dora Zeter und Mordio geschrien und ihre Rufe – »Hilfe! Feuer!« – Winnies meditative Morgenstimmung zunichte gemacht hatten, spurtete Winnie, so schnell sie konnte, zum Hintereingang des Schlosses. Sie traf Dora auf dem Küchenfußboden kniend an, hustend und fluchend und von dichten Rauchschwaden umgeben.

»Dora, um Gottes willen ...«

»Alte Männer, ich sag's ja immer. Taugen nicht mehr als junge.«

»Bist du verletzt?«

»Und mein Vater ist der schlimmste von allen. Schau dir das an!«

Bei dem Häufchen, vor dem Dora kniete, mochte es sich um verbrannte Küchentücher und Topflappen handeln. Auch die neue Küchengardine mit den üppigen Bauernrosen hatte es erwischt. Winnie hatte den Stoff erst vor kurzem ausgesucht und die Gardine eigenhändig genäht. Inmitten der verkohlten Lumpen waren die traurigen Überbleibsel eines durchgeschmorten Teekessels zu erkennen. Es roch nach geschmolzenem Plastik. Handelte es sich bei dieser undefinierbaren Masse etwa um Jonas' Lieblingshausschuhe aus rosa Plüsch, mit Schweinchengesicht und Ringelschwänzchen? Er hatte